



BORN TO RUN — geboren, um abzuhaufen: diese Parole, die Ost-Berliner Bruce-Springsteen-Fans einem Lied ihres Idols entliehen haben, gefällt den DDR-Obersten wahrscheinlich nicht so gut. Zu unserem Bericht.

AP-Fotofax

Farben zwischen markanten Konturen

Gabriele-Münter-Retrospektive in Darmstadt

Viele Künstlerinnen finden mit ihrem Werk nicht die gebührende Anerkennung, da es von dem Ruhm männlicher Kollegen überschattet wird. So verhält es sich auch mit der Malerin Gabriele Münter, die wohl als Mitglied des „Blauen Reiters“ bekannt ist, aber oft in Abhängigkeit von anderen Mitgliedern der Künstlergruppe gesehen wird, besonders ihres damaligen Lebensgefährten Wassily Kandinsky. Eine Werkschau mit rund 140 Arbeiten gibt derzeit im Hessischen Landesmuseum Darmstadt einen Überblick vor allem über die entscheidenden Jahre kurz vor dem Ersten Weltkrieg, in denen Münter ihren eigenen Weg fand.

Geboren 1877 in Berlin, verlor Münter schon früh ihre Eltern, lebte zwei Jahre bei Verwandten in den USA und begann 1901, da Kunstakademien Frauen noch immer verschlossen waren, zuerst an der Münchener Schule des Künstlerinnen-Vereins und wechselte dann an die private „Phalanx-Malschule“ über, an der auch Kandinsky lehrte. Sie wurde seine Schülerin, beteiligte sich mit ihm, Jawlensky, Werelfin, Marc, Macke und anderen an der „Neuen Künstler-Vereinigung München“ und am „Blauen Reiter“ und lebte mit ihm rund fünfzehn Jahre im gemeinsamen Haus in Murnau, das als „Russenhaus“ bekannt wurde; hier wohnte sie noch bis zu ihrem Tod 1962.

Über die Bedeutung Kandinskys für ihr Werk schrieb Münter: „Er hat meine Entwicklung und mein Schaffen bis 1916 begleitet, am feinsten verstanden und dadurch begibt und gefördert, daß er es nie zu beeinflussen versuchte.“ Anders als er hielt sie immer am Gegenständlichen fest und schuf hauptsächlich Landschaften, Stilleben

und Porträts, in späteren Jahren mit Vorliebe Blumenbilder. Die ersten Gemälde der Ausstellung, in hellen Farben, zeigen sie noch vom Impressionismus beeinflusst, doch ab 1908 beginnt sie flächiger, mit leuchtenden Farben und konturenbetont zu malen. Anregungen empfing sie von der Volkskunst.

Eine Besonderheit ihrer einfachen und zugleich einprägsamen Bilder liegt in einer unterschwellig skurrilen, humoristischen Komponente, die in Figurendarstellungen wie Landschaften zu beobachten ist. Mit psychologischem Einfühlungsvermögen, in lapidarer bildnerischer Umsetzung, zeigt sie in „Kandinsky und Erma Bossi am Tisch“: den dozierenden Maler mit Kneifer und Stutzen, den Arm, seine Rede unterbrechend, erhoben — ihm gegenüber seine Zuhörerin im Profil, auf seine Worte konzentriert. Oder das bekannte Gemälde „Mann im Sessel“, das mit übereinandergeschlagenen Beinen, im Sessel tief versinkend, in markanter Form Paul Klee wiedergibt.

Die Trennung von Kandinsky im Frühjahr 1916 hinterließ tiefe Spuren im Leben der Münter. Viele Jahre malte sie nur noch wenig und beschränkte sich aufs Zeichnen. Als sie sich wieder ausschließlich ihrer Kunst widmete, erklärten die Nazis ihre Bilder als „entartet“. In ihrem Spätwerk schließt sie eng an die Zeit des „Blauen Reiters“ an, die in ihrer Intensität und Ausdruckskraft ein bedeutendes Kapitel des deutschen Expressionismus bildet.

Michael Nungesser

(Hessisches Landesmuseum Darmstadt, Friedensplatz, bis 21. August; Dienstag bis Sonntag 10–17 Uhr, Mittwoch aus 19–21 Uhr, Katalog 32 DM.)

Kraft des Wortes

Horst Haack in der Galerie Petersen

Früher hat Horst Haack ganz normal Bilder gemalt, so wie sich das für einen Maler nach Ansicht mancher Leute gehört. 1981 packte es ihn, und er begann seine „Chronographie Terrestre“, ein literarisch-künstlerisches Tagebuch, das seitdem fast täglich um ein bis zwei Blätter wächst: Seiten im DIN-A-4-Format, Anzeile

Susanne Wehland • Dieter Ruckhaberle

Skulpturen Malerei
Ausstellungsreihe: KÜNSTLER LEBEN
in Schöneberg bis 10. August
Rathaus Schöneberg, Ausstellungshalle,
John-F.-Kennedy-Platz, 1000 Berlin 62
Veranstalter: Kunstamt Schöneberg
Di. bis So. 11 bis 18 Uhr • Eintritt frei

bedeckt mit Kunst der verschiedensten Techniken. Den zufällig freibleibenden Raum, so scheint es für den Betrachter, schreibt Haack voll, mit einer kleinen, schrägen Schrift. Der 48jährige fällt dabei manchmal unvermittelt ins Englische, Französische, Spanische, er mischt Eigenes mit Zitaten, der Bezug zwischen Text und Bild ist mal sehr deutlich, und in anderen Fällen bleibt er dunkel. Es geht etwas Zwanghaftes aus von diesen Blättern und diesem großen Vorhaben, Haack selbst gibt die Stich-

worte: „Lesezwang“, „Zahlzwang“. Die Galerie Petersen zeigt nun neue Tafeln der Chronographie, „die letzten“ angeblich: Dreißig, fünfzig Seiten sind zu mehr als zwei Meter hohen Tafeln zusammengefaßt, diese wieder zum Triptychon, zu vier, zu siebt angeordnet. Zeugnisse gewaltiger Arbeitswut, Stoff für stundenlange Betrachtung; die Ideen, mit denen manche seiner Kollegen so sehr geizen, fließen bei Haack offenbar in einem reichen, kaum zu bändigenden Strom. Der manische Schreiber Balzac, so ist auf einem Blatt zu lesen, kam in seinen Romanen mit 50 000 verschiedenen Wörtern aus. Ist das viel oder wenig?, überlegt Haack. Welches ist das Maß, mit dem Phantasie sich messen läßt?

Aus den Blättern ließe sich ein herrliches bibliophiles Buch machen — halt, das gibt es ja schon: „We work by night and fly by day“. Die Verbindung von autobiographischer geprägtem Text mit Kunst ist durchaus nichts Neues, Haack läßt manchmal an Horst Janssen denken. Aber er hat mit der Chronographie doch eine eigene, unverwechselbare Form der Aussage entdeckt. Allerdings fällt es auf, daß der fahnenflüchtige Maler Haack auf manchen Blättern nur noch auf das Wort vertraut, ohne Buchstaben aber nie oder fast nie auskommt.

mrt

(Galerie Petersen, Goethestraße 73, bis 30. Juli, Dienstag bis Freitag 14–19 Uhr, Sonnabend 11–14 Uhr. „We work by night and fly by day“, 80 Seiten mit einer Originalzeichnung, 400 DM. Ein Katalog soll zusätzlich demnächst erscheinen)

Volksfest ohne Müdigkeit

160 000 bei Bruce Springsteens Konzert in Ost-Berlin

„Es ist schön, in Ost-Berlin zu sein... ich kam, um Rock'n'Roll zu spielen, in der Hoffnung, daß eines Tages alle Barrieren abgerissen werden“, so Bruce Springsteen in der Radrennbahn in Weißensee — auf Deutsch, wohlgegemerkt. In den donnernden Applaus singt er leise Bob Dylans „Chimes of Freedom“, der letzte Song des ersten Teils beim größten Konzert seiner Laufbahn. Er hatte zwar einmal vor circa 800 000 im New Yorker Central Park gespielt, allerdings nur zwei Songs bei einem Friedenskonzert. Aber daß 160 000 Karten für ein reines Springsteen-Konzert verkauft wurden, das gab es noch nicht.

Die Initiative dazu ging wohl auch von ihm selbst aus: als er 1981 in West-Berlin spielte, war er kurz in Ost-Berlin und sagte damals schon zu seinem Manager: „Wenn wir das nächste Mal in Berlin sind, dann will ich hier spielen, bei denen, die nicht zur Party eingeladen sind.“ Und Bruce, der bekanntlich immer die Wahrheit sagt (Slogan: Bruce tells you the truth), machte es wirklich wahr — so ein Sprecher der Plattenfirma.

Aus allen Teilen der DDR waren sie angeeignet, die besten Plätze sind schon lange vor dem Konzert besetzt. Für einige ist schon vorher alles vorbei, auf den Pritschen des Roten Kreuzes liegen bereits einige, einfach umgefallen, alkoholisiert oder verbeult mit blauen Augen. Die Presse wird im Bus zu der weitläufig abgesperrten Radrennbahn gebracht, die Massen müssen nach langem Fußmarsch durch enge Kontrollen, durch Polizeispalier hindurch. Taschen werden kontrolliert, Glas darf nicht hinein. Angetrunkene auch nicht, was zu einigen Dramen führt.

Geht man nach den Besuchern, so hat Springsteen keine bestimmte Zielgruppe. Alle sind vertreten: Punks, Skinheads, Alt-Hippies mit Rauschbeart und Familienväter; sogar ältere Damen lieben es sich nicht nehmen.

Die Leute haben harte Gesichter und stehen dicht an dicht. Es ist kein Durchkommen, aber es kommen immer mehr. Als Springsteen kurz nach sieben beginnt, sind so viele da, daß er weiter hinten kaum noch zu hören ist. Aber das macht nichts. Man feiert sich selbst. Es wird getanzt, man steht auf mitgebrachten Stühlen, versucht, etwas zu erkennen. „Hast du den Schlagzeuger gesehen, hatte er Leuchtbänder dran“, fragt ein kleines Mädchen.

Springsteen eröffnet mit „Badlands“, einem Song, der davon handelt, sich gegen die gesellschaftlichen Widrigkeiten durchzusetzen. Es folgt eine Geschichtsstunde im Rock'n'Roll, mit alten Werken von John Lee Hooker und anderen. Aber in dem herrlichen Sonnenuntergang gibt es noch wichtigere Dinge zu tun. Geduldiges Warten für Schokoladeneis oder

Poster von Ella Fitzgerald oder Louis Armstrong für drei Mark.

Einige Zäune werden eingetreten, Versorgungsautos sowie Müllcontainer werden besetzt, eben alles, worauf man sich stellen kann. Und es wird immer voller. Stimmung ist in der ersten Stunde eigentlich nur vorne, da, wo man sieht und hört. Erst bei den „bekannteren“ Songs der letzten vier Jahre geht die Begeisterung bis nach hinten, so bei „War“ oder „Born in the USA“. Da werden dann selbstgemachte Sternennamen gezeugt und kräftig geschwenkt. Ein FDJler versucht zu erklären: „Es ist hier halt üblich, ausländische Gäste zu begrüßen.“

Als der Druck immer größer wird, werden Hunderte von Menschen hinausgetragen. Die Leiterin eines Rote-Kreuz-Stützpunktes weiß, warum: „Die jungen Dinger wollen ja alle so dünn sein, deswegen haben sie alle nichts gegessen. Seitdem ich '45 ausgebombt wurde, in der Berliner Straße (der heutigen Otto-Suhr-Allee), habe ich nicht mehr so viele Leute auf Liegen gesehen. Einige hundert waren es schon allein hier, am ganzen Abend werden es wohl vier- bis fünftausend sein. Zum Glück ist es nicht heißer.“

Im zweiten Teil des Konzerts läuft Springsteen zu richtiger Form auf. Er ist und war nie ein virtuoser Musiker, aber was er kann, das ist „anheizen“, und wenn er so losheißt und mit rauher Stimme grölt, als ob er seine Stimmbänder demnächst zur Lumpensammlung geben wolle, dann „kriegt“ er sie alle. Die Stimmung ist bombastisch. Unterstützt wird er dabei von der soliden, aber unauffälligen „E-Street-Band“. Neu hinzugekommen sind fünf Bläser und seine neue Freundin Patti, die singt und Gitarre spielt.

Und so erzählt Springsteen seine traurigen Geschichten zu schönen Songs, insgesamt 36 in dreieinhalb Stunden. Fast immer steht der einzelne im Mittelpunkt, der an sich oder der Gesellschaft scheitert, sich zum Beispiel nur „traut, im Dunkeln zu tanzen“. Höhepunkte sind dann auch das wunderschöne „Im on fire“ und „Dancing in the Dark“. Bei diesem Song holt er eine Glückliche auf die Bühne, tanzt mit ihr, umarmt, herzt und küßt sie. „Die wäscht sich das nächste Jahr bestimmt nicht mehr“, taxiert eine FDJlerin neben mir die Lage.

Bruce prügelt nun die Gitarre und fetzt Song um Song runter, legt immer einen mehr drauf. Bis ganz hinten wird nun getanzt und mitgeklatscht, soweit das in der Masse möglich ist. „Seid ihr müde“, fragt er nach dreieinhalb Stunden immer wieder auf Deutsch, und als alle klar und deutlich „Nein“ brüllen, gibts als allerletztes „Twist and shout!“ Nachher erfährt man, daß nach einer Stunde die Tore geöffnet wurden und mindestens 50 000 ohne Karte dabei waren.

Cherno Jobatey

Vom harten Herz des Bürgers

Pasolinis „Orgie“ im Atelier Internationale Kunst

Pier Paolo Pasolini hätte vermutlich nicht einmal etwas dagegen gehabt, wenn man seine Dramen als Nebenprodukte eines Lebens bezeichnet, das andere Schwerpunkte hatte. Der Regisseur und Essayist schrieb fürs Theater, als er in den sechziger Jahren für längere Zeit ans Bett gefesselt war und sich die Zeit vertreiben wollte. Und wie sehr Pasolinis frühe Kritik am eindimensionalen Fortschrittsglauben der Linken, seine Verteidigung des Archaischen gegen den großen Gleichmacher Konsumgesellschaft, wie sehr überhaupt der politische Denker und Moralist Pasolini inzwischen recht bekommen hat, so folgenlos blieb seine Theorie vom „Theater des Wortes“.

Theater der (vielen) Worte: „Orgie (Orgia)“, das gemeinhin noch für eines der besseren Stücke des Italiens gehalten wird, macht diese „Drohung“ wahr. Ein „Durchschnittsbürger“, der sich recht aufdringlich als solcher vorstellt, aber der seine „Andersartigkeit“ als lebenslange Last trug (Andersartigkeit, ein autobiographischer Schlüsselbegriff Pasolinis, der als vom Katholizismus faszinierter Kommunist und Homosexueller in keines der gesellschaftlichen Lager paßte und gerade deshalb weiter sah als andere), dieser andersartige Durchschnittsbürger also gibt sich mit seiner Frau verzweifelte sadomasochistische Rituale hin, bis diese die gemeinsamen Kinder und sich selbst umbringt. Eine Zufallsbekanntschaft flieht vor seinen gewalttätigen Liebesversuchen. Schließlich erhängt er sich. Pasolini läßt seine Hauptfigur monologisieren, als bewerbe sie sich um eine Dozentenstelle an der Universität der Unterwelt, Fachbereich spätbürgerliche Sexual-

pathologie. Immerhin gelangen ihm überraschende Aperçus: „Mein Herz wurde hart wie ein Glied.“

Beim kleinen „Theater im Zimmer“ im Atelier Internationale Kunst zelebriert der Regisseur Nikolaus Timm die „Orgie“ mit hölzernem Pathos: viel Ehrfurcht vor einem, der selbst vor kaum etwas Ehrfurcht hatte. Die Darsteller Emilio de Marchi, Monica Gruber und Heike Schalk sind überfordert von einem Text, der vielleicht wirklich nicht zu meistern ist. Wie kraftvoll aber konnte Pasolini schreiben, wenn er nicht als Kunstproduzent, sondern als Kunsttheoretiker formulierte: „Wenn einer, der Verse, Romane oder Filme macht, in der Gesellschaft, in der er wirkt, auf Komplizität, Duldung oder Verständnis stößt, dann ist er kein Autor. Ein Autor kann nichts anderes sein als ein Fremder in feindlichem Land; er ist im Tod und nicht im Leben zu Hause, und die Reaktion, die er provoziert, ist ein mehr oder weniger starkes Gefühl von Rassenhaß.“ Auf keinen Fall also Langeweile.

Harald Martenstein

(Theater im Zimmer, Atelier Internationale Kunst, Dahlmannstraße 11, vom 28. bis 31. Juli, sowie am 11., 12. und vom 14. bis 16. August jeweils 20 Uhr)

Beim Schleswig-Holstein Musik-Festival begeisterten die Dresdner Barocksolisten in der ausverkauften Marienkirche von Bad Segeberg. Am Festival nehmen in diesem Jahr besonders viele Künstler aus dem Ostblock teil. Die 1980 von dem Flötisten Eckhart Haupt gegründete Gruppe vereint Konzertmeister und Solisten der Dresdner Staatskapelle. (dpa)

BLICK AUF DIE LEINWAND:

„Die Beduinen von Paris“

Endlich mal wieder ein Film, der — da räuspert sich der Kritiker — ein deutsches Thema von höchster gesellschaftlicher Relevanz auf amüsante Weise behandelt: Ausländerfeindlichkeit, Unterabteilung Wohnungssuche. Nur ist es eben ein französischer Film.

Zwei Männer in Paris, einer schwarz, der andere arabisch, beide nicht reich. Sie würden gern wohnen, wenn man sie liebe. Sie arbeiten mit Tricks. Der Araber hat zwei weiße Freunde, die in seinem Auftrag Frauen anpöbeln, damit er als Retter auf der Szene erscheinen kann, der die Rüpel mutig vertreibt. So erobert er manch Frauenherz, aber ob die Methode auch bei der Wohnungssuche etwas bringt? Den letzten Auftritt hat ein schwarzer Makler, der an Weiße nicht vermietet. Da schlägt die sozialrealistische Komödie dann um in die komische Utopie.

Das Erstlingswerk des jungen Serge Meynard schließt an Produktionen wie „Black MicMac“ oder „Tea im Harem des Archimedes“ an. Französische Filmemacher denken nach über ihr Land, sie inszenieren trotzdem ohne Betulichkeit und Schwere, wenngleich ihnen nicht nur Meisterwerke gelingen. Auch „Die Beduinen von Paris“ ist kein Meisterwerk, sondern manchmal ziemlich flach und albern, an anderen Stellen zu langatmig. Mehdi Charef's „Tea im Harem des Archimedes“ war besser. Es ist nur das Thema, das diese Komödie adelt. Bei uns aber befäßt sich ein begabter Spaßmacher wie Thomas Gottschalk mit „Supernasen“ und „Zärtlichen Chaoten“. Es ist zum Heulen. (Broadway, Studio) mrt

„Der Flug des Navigators“

Schon wieder fliegende Untertassen? Nein, bei dem silberglänzenden Objekt, das sich in Großaufnahme auf den Zuschauer zubewegt, handelt es sich nicht um das wohlbekannte außerirdische Vehikel, sondern um eine gewöhnliche Frisbeescheibe, und auch das Himmelsobjekt, dessen Schatten plötzlich die amerikanische Freizeididyle verdüstert, wird in der nächsten Einstellung als altmodischer, wenn auch beeindruckender Zeppelin entlarvt. Enttäuschte Erwartungen? Auch das nicht. Zeppelin und Frisbeescheibe sind nur die Vorbote für das Flugobjekt der Superlative, die perfekte Form.

Das auf der Erde gestrandete, unbekannte Designerobjekt, das die NASA zwecks wissenschaftlicher Verwertung erst einmal unter Verschluss nimmt, hebt sich in seiner schlichten organischen Muschelform angenehm ab gegenüber der offensiven technischen Aura seines irdischen Gefährnisses, mit all den real existierenden Science-fiction-Klamotten.

Aber die fliegende Silbermuschel ist nicht das einzige seltsame Fundstück, das in die Fänge der NASA gerät. Joey, ein zwölfjähriger Junge, den seine Eltern im Jahre 1978 als vermißt gemeldet hatten, taucht im Jahre 1987 unverhofft wieder auf. Die Zeit scheint für ihn still gestanden zu haben, denn er ist immer noch der kleine zwölfjährige Junge von 1978, der Jimmy Carter für den Präsidenten der USA hält und die BeeGees liebt. Obwohl er sich an nichts erinnern kann, produziert sein Gehirn doch seltsame Informationen, die die Wissenschaftler als Hieroglyphen auf ihren Monitoren wahrnehmen, aber nicht begreifen.

Wie Steven Spielberg, die Vaterfigur der familienfreundlichen Science-Fiction, setzte auch Regisseur Randal Kleiser („Grease“) auf die Macht des unverdorbenen Kinderhelden. Dem 12jährigen Joey gelingt auf einfachste Weise das, woran die Hirne der NASA-Elite versagten: Das Raumschiff öffnet ihm seine eigentlich nichtexistente Pforte und Max, der intelligente Bordroboter, heißt das Kind als Navigator willkommen.

Nicht nur die tiefe Kameraperspektive macht es dem Zuschauer leicht, sich mit der Rolle des Zwölfjährigen zu identifizieren. Joey ist „nur“ ein Kind, und doch erfüllt er sich und dem Zuschauer den Wunschtraum von der unbezgrenzten Weite jenseits der Erwachsenenwelt. Er widersetzt sich den Vereinnahmungen einer Gesellschaft, die ihn mit wissenschaftlichem Gerneifer als Versuchskaninchen mißbrauchen möchte. Dabei spielt der Film die naive Kinderseele nicht gegen den technischen Fortschritt aus. Sogar Raum zum Spielen findet Joey merkwürdigerweise an Bord eines Raumschiffs, von dem die NASA nur träumen kann, und Max, dem Roboter, gelingt es sogar, eine übermenschliche Intelligenz in so etwas wie Humor umzusetzen, wenn seine Witze auch ziemlich blechern klingen. Natürlich dürfen, um den Aufenthalt im Raumschiff so richtig angenehm zu gestalten, die kleinen schrumpeligen Wesen nicht fehlen, die seit E. T. den technischen Alptraum erträglicher machen. (Zoo-Palast) Sabine Carbon

Der gute Treffpunkt

- D-Strumpfhosen gemustert, l. Wahl 3.-
- Stützstrumpfhosen Elbeo „Fitness Ib“ 15.-
- D-Blusen Baumw., kragenlos 49.-
- D-Röcke Markenfabrikat 89.- 79.-
- Damen-Hosen Baumwolle 69.-
- D-Kleider stark reduziert
- Damen-Pullis hübsche Drucke 39.90
- Damen-Pullis z. T. mit Palletten 59.50
- Damen-T-Shirts versch. Formen 15.- 10.-
- Damen-T-Shirts mercerisierte Baumwolle Mille-fleur-Druck 49.90
- Badeanzüge mit u. ohne Schalen 59.- 39.90
- Bikinis verschied. 35.- 29.90
- D-Nachthemden verschiedene Längen, div. Drucke 49.- 19.- 15.-
- Schlafanzüge od. Shorties mod. Motive 29.- 19.-
- Marken-BH's bewährte Paßform 11.90 10.90 9.90
- Panty-Corsetts hautfreundl. Qualität 29.-



Boeldicke